

(In a h r u d v e r b o t e n.)

24]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Aber ich thu's nit — ös könnt's machen, was 's wollt's. — Da spring i eher in d' Klamm 'nunter! — 's wär' überhaupt 's beste, was i thun könnt' — na wär' a Ruh!“ fügt sie bitter hinzu und blickt auf ihre gerungenen, abgearbeiteten Hände herunter.

Die Gendarmen stehen unerschrocken. „Mit Gewalt ist da schwer was machen!“ sagen sie untereinander. „Und gutwillig geht die nie! Man kann sie doch nit binden — oder gar schlagen und stoßen, — ein anständiges Frauenzimmer!“

Da kommt jemand rasch durch den Hausflur: „Gott sei Dank, der Doktor!“

„Was giebt's da? Wo ist der Patient?“ fragt der Arzt schon auf der Treppe.

„Fort, — sei Frau hat ihn g'holt, — o Herr Doktor, und jetzt wollen s' mich verhaften und durch's Dorf führen, weil i 'n beherbergt hab'!“

„Seien Sie ruhig, Wiltraud — in der Sache bin nur ich verantwortlich und ich werde mich verantworten.“ Er wendet sich an die Gendarmen: „Ich bitte, das Mädchen unbehelligt zu lassen. Ich hatte es übernommen, die Behörden zu verständigen und ich unterließ dies in Rücksicht auf die Person und das Befinden meines Kranken. — Ich siehe jeden Augenblick dem Herrn Untersuchungsrichter zur Verfügung und behalte mir das weitere bis dahin vor. — Für die Wiltraud Allmeyer bürgere ich. Mein Name und meine Eigenschaft als Arzt dürften wohl Sicherheit genug sein?“

„Ganz gewiß, Herr Doktor“, sagt der Kommandant verbindlich.

„Also, meine Herrn, dann ist der Fall erledigt?“

„Wie Herr Doktor wünschen. Ich darf aber über das eben Gesprochene Bericht erstatten?“

„Natürlich — alles was Ihre Pflicht ist!“

Der Kommandant schreibt eifrig in sein Buch. „Darf ich Herrn Doktor bitten, — wenn Sie nur so gefällig wären, das hier zu Protokoll Gegebene zu unterzeichnen!“

„Necht gern!“ Der Doktor unterschreibt. „So!“

„Danke gehorsamst!“ sagte der Kommandant. „Habe die Ehre!“

„Guten Morgen!“

Die Gendarmen grüßen militärisch und verlassen das Haus. Wiltraud reicht dem Arzt die Hand: „I dan! halt vielmals, Herr Doktor, — dös war a Wohlthat. I hätt' mir ja nit z'helfen g'wußt ohne Ihna!“

„Bitte, — was ja nur Menschen- und Freundespflicht.“

„Wann nur jetzt Sie nit in Ung'legenheiten kommen?“ meint Wiltraud bekümmert.

„Das lassen Sie sich nicht grämen — mir können sie nicht an, und im schlimmsten Fall zahl' ich eine Ordnungsstrafe. Ich habe es durchaus kein Pehl, daß ich diese Haberjagd nicht billige. — Ich sagte es den Herrn von der Kommission bereits, ich finde dieses Aufspannen der Sache zu einer Gefahr für Staat und Kirche einfach lächerlich. Man soll doch den Bauern ihre Sündenregister ablesen lassen, rauhe Steine schleifen sich untereinander ab. Das schadet ihnen gar nichts. Im Gegentheil, — mancher nimmt sich doch mehr in acht! So etwas ist Privat- und Gemeinde-Angelegenheit. Und ist der Randal dabei bäuerlich roh, — so ist er ja auch nur für Bauernohren bestimmt, die halten's schon aus! — Die ganze Geschichte ist nichts als eine Maske, bei welcher die Maskirten den Unmaskeierten wie auf jeder Redoute, unangenehme Wahrheiten sagen. Eine zu moralischen Zwecken etwas gröblich ausgeübte Maskenfeste! Das ist kein Grund, sonst friedlichen Bürgern den Charakter von Aufwühlern und Religionsverächtern anzudichten — respektive sie durch Zwangsmaßregeln dazu zu machen.“

„O, Herr Doktor, aber ös seid's g'scheidt!“ sagt Wiltraud bewundernd.

„Aber jetzt sagen Sie mir, Wiltraud, was ist aus unserm Freund geworden?“

Wiltraud erzählt nun alles und welch' qualvollem Da-

sein der Unglückliche an der Seite des brutalen Weibes entgegen geht.

„Schade um den Mann!“ sagt der Doktor — und das wird natürlich immer schlimmer, denn solchen Weibern imponirt nur physische Kraft. Das Geistige in dem Mann ist da verloren.“

„Wenn dös nur a gutes End' nimmt?“ sagt Wiltraud.

Der Arzt zuckt die Achseln: „Ich fürchte sehr für ihn. Ich hab' seinem geistigen Zustand schon nicht mehr recht getraut! Der Verlust des Armes — und wenn dazu noch die Umgebung es ihn recht unzart fühlen läßt —. Der Doktor schüttelt den Kopf. „Da ist halt auch wieder ein Mensch ganz unnötig ruinirt. — „Na, ich werde mich schon noch um Hals und Krage reden!“

Er geht. „Adieu, Wiltraud! Ruhen Sie sich gut aus, Sie können's auch brauchen.“

„A braver Mann der Doktor!“ Wiltraud sieht ihm lang nach. „Wenn's uns den nur lassen, weil er so gut ist.“ Sie geht in das verödete Haus zurück. Wie schauerlich einsam ist es jetzt. — Sie geht hinauf in die Kammer und räumt auf. — Sie meint, der Kranke müsse noch dort auf dem Bett liegen und sie mit seinen traurig bittenden Augen anschauen. Das leere Schmerzenslager ist ihr ganz unheimlich. Sie geht wieder hinunter in die Küche. Es hat schon Mittag geläutet, und noch brennt kein Feuer auf dem Herd. „Für wen koch' i jetzt?“ fragt sie sich. „Für mich? O mei! dös war der Müh' werth!“

Sie setzt sich auf die kalte Herdplatte und trinkt etwas Milch. Dann schneidet sie ein paar Brocken Brot in den Rest und ißt es aus. — Was thut sie nun? Die Abende sind so lang im Winter, und sie war noch nie allein. Denn gleich nach der Verhaftung des Bruders kam ja der Habermeyer ins Haus. „Ach Gott, wie wird dös werden. Wann i allereil strick', oder spinn', aber nig redt und nig hör, da muß i ja 's Reden verlerna.“

Was es nicht eben, als höre sie einen ganz leisen, zaghaften Schritt? Wiltraud erschrickt fast. — Ach nein, es war ja nur in ihrem aufgeregten Kopf. Wer sollte denn 'rungehen? Geister giebt es ja — bei Tag — keine!

Aber jetzt klopft es wirklich an die Küchentür. „Nur 'rein!“ ruft Wiltraud.

Ein bleiches schüchternes Mädchengesicht schaut durch die halbgeöffnete Thür.

Wiltraud springt auf und läuft ihr entgegen: „Jesus, Du arm's Leut — Biesey, bist es Du wirklich? O mei Seel, wie D' mi Du dauerst!“

„Dös is schön von Dir Traudl, daß D' mi nit a 'nausstoßt, wie mir's die andern drin im Dorf thun!“

„Ja, wär' nit aus — wann ma bei so an Unglück lei Mitleid hätt'! Komm doch eini und sitz her. I mach' Dir g'schwind a Feuer — weist in d' Stuben mag i gar nimmer, seit alles drans wegg'storben und wegg'holt worden ist.“ Sie schnitzelt Spähne, während sie spricht, und rasch prasselt ein wärmendes Feuer auf dem Herd. „So, seh Di her,“ sie rückt ihr einen Schemel zurecht. Da gleitet ihr Blick erschrocken über die Gestalt des Mädchens hin. „Jesus, so steht's mit Dir?“

„Ja — gelt!“ Biesey verbirgt das Gesicht in den Händen und schluchzt.

„O Du unglücklichs Leut! Jetzt ist's ja ganz g'fehlt!“

„D Wiltraud, Du kannst Dir kein Begriff machen — was dös ist! Zerst hat's der alt Mayer nit zugeben woll'n, weil er mein Vater nit mag. Nach' — weil's halt so — war, hat's der Florian doch durchg'jest. In drei Wochen hätt'n wir Hochzeit g'macht — und jetzt, — hat mei Kind, wann's auf d' Welt kommt, kein' Vater — und i hab' die Schand!“

„Arm's Biesey! Und was sagt denn der Herr Pfarrer? Steht Dir der nit a bißl bei?“

„O mei! Der sagt halt, 's sei die Straf Gottes für mein Leichtsin und mei Sünd! Wann hätt' denn der je a guats Wort für ein'n?“

„Nein, g'wiß nit!“ murmelt Wiltraud. „Der mag kein' Menschen — und ihu mag aber auch niemand!“

„Siehst, Wiltraud — a diamal mein' i grad, i müß' aus der Welt lauf'n vor Angst! Und da hab' i denkt, jetzt geh' i zu Dir ansi — vielleicht wird's mir daheroben bei Dir

leichter. Du hast ja 'n Haberer zum Bruder und hent hat's g'heißn, sie hätten noch ein'n bei Dir g'funden, aber er sei ihna durch!"

Wiltraud fühlt die innere Zusammengehörigkeit, die ihr das Schicksal mit dem der Haberer aufgedrungen, seit Sebald den Schein von Lenzen's That auf sich genommen.

„Und dann hab' i g'meint, wann i mit Dir spräch, vielleicht könnst ebba's thuen, daß i a kleine Unterstützung von die Haberer bekäm, für später, für mei arm's Kind — 's ist doch a Habererkind! Und sie unterstützen ja jeden, der bei 'n Treiben z' Schaden kommen ist. Weißt i thät' di g'wiß nit plagen, — aber jetzt — dö's Dach, dö's loft' halt au wieder Geld und der Vater weißt so nit, wie er's aufbringen soll!“

Wiltraud sinnt nach. „I weiß halt nit, wann i wieder ein'n von die Haberer seh?“

„Kommen keine mehr zu Dir?“

„Seit uns d' Gendarmen auf der Spur sind, trauen sie sich wohl schwerlich mehr 'rein! Aber — i hab' a bißl was von die Haberer — dö's will i Dir derweil geb'n — Du hast a näheres Anrecht drauf als i — Dei Florian war a Haberer!“

„Dei Balbl doch aber auch!“

Wiltraud stockt einen Augenblick, dann sagt sie schroff: „Dö's ist ganz was anders.“ Sie geht in ihre Kammer und holt ihre kleine Barschaft. „Da,“ sagt sie zurückgehend: „Nimm's — i gib Dir's von Herzen gern, Du arme, arme Seel!“

„O, Du bist gut! Vergelt Dir's Gott tausendmal! Da sag'n d' Leut', Du seist bö's! Dir thut ma amal Unrecht, — naa, was es doch für Menschen giebt.“

„So, schimpfen s' recht über mich im Dorf? Und kumm 's ganz' Jahr nit nei!“

„Ja — wenn D' dö's wißt, was die Dir alles nachreden.“

„I will 's nit wissen!“ unterbricht Wiltraud stolz die Mittheilung: „I leb' da heroben still für mich und thu', was i für recht halt, — i kümmer mich nit um dö's Geratsch!“

„Hast recht, Du bist halt weit dervon — i wollt, i könnt's auch so mach'n. Aber wann ma so mitten drin ist, da müßt man sich grad' d' Ohren zustopfen. — Wann ma gar nit weiß, wo's herkommt — 's ist grad' als ob's ein'n anflög' —! Eh' ma sich's versteht, ist ma wieder was inne wor'n, was ei'm weh thut. I den' manchmal, wann's wußten, wie's mir z' Muth ist, ob's ihna nit der Sünden fürchten thäten!“

Das Mädchen holt tief Athem. „I krieg' als schier da Schnaufer innen, wann i dra denk'! I thua mi scho recht schmer. Seit dem Schrecken gestern, wo's mir mein' Florian so derher bracht hab'n — halb verlohlt, — tragt mi fast lei Fuß mehr und i mein' immer, da ist was in mir vorgegan, was nit richtig sei kumt.“

Wiltraud hat indessen eine Suppe gekocht und setzt sie ihr vor. „Rei so Gedanken mußt Dir jetzt nit mach'n — kumm, is a warme Supp'n, dö's wird Dir gut thun.“

Sie betrachtet wehmütig das liebliche Gesicht mit den verweinten Augen und der fast durchsichtigen Blässe. Wie die kleinen mageren Finger kaum den zinnernen Löffel zum Munde führen können.

„Du arme Haut — bist ja ganz steif vor Frieren, — oder vor Schwäche? Komm, i halt Dir's.“ Und sie kniet nieder neben der Sünlerin, sie die Reine — und hält ihr die Schüssel ganz nah hin, daß sie besser essen kann und nöthigt ihr lieblich jeden Schluck auf mit Wort und Blick. — Sie ahnt nicht in ihrem erbarmungsvollen Eifer, daß vor dem Küchenfenster einer steht, der ihr mit gefalteten Händen zusieht, wie der Verdammte, der von den Gnadenmitteln ausgeschlossen ist. — So oft sie den Kopf wendet, verschwindet er ebenso rasch. — Lenz! Ob sie ihn wohl noch erkennen würde, wenn sie ihn in der Nähe sehen könnte? Er ist ein anderer geworden, innerlich und äußerlich. Das jugendlich Weiche seines frischen Gesicht's ist verschwunden. Er ist um zehn Jahre gereifter. Ernst und scharf sind die Züge geworden, — der Schmerz hat sie ausgeleilt, Schuld und Gewissensbisse ihre verdüsternden Schatten darüber geworfen. Er hat gedacht und gegrübelt in dieser Zeit, wo ihn das Verhängniß zwischen zwei Pflichten stellte, die gleich stark an seinem Herzen rissen — und er hat nie mit sich ins Reine kommen können, welche von beiden die heiligere wäre. — Solch innerer Widerstreit in einer einfachen Natur, die jeder Selbstverantwortung ungewohnt, bis dahin schlicht und recht ihre normal vor-

gezeichneten Bahnen ging, dringt wie der Spaltenpilz in den Baum, zerstörend ins gesunde Leben. Und während alles im Ort von seinem Lob überfließt, was für ein vortrefflicher Mensch und braver Sohn er sei, — kann er niemand mehr gerade in die Augen schauen — am wenigsten der, zu welcher ihn sein ganzes Sein hinzieht. — O, wenn sie barmherzig wäre! Aber sie ist es gegen alle Leute, nur nicht gegen ihn. — Sie trifft ja in allem das Rechte — so wird auch das das Rechte sein! — In solchen Ermägungen steht er da draußen und schaut verstohlen herein. Jetzt duckt er sich und schiebt ein kleines, lebernes Säckchen aufs äußerste Fenster Sims. Dann zieht er sich ganz zurück, um von weitem zu beobachten, ob sie es findet.

(Fortsetzung folgt.)

Angela Karpuzi, ein Opfer der russischen Gefängnisse.)

Von Einem, der die Unglückliche kannte.

Die Thatfachen, die ich Ihnen erzählen will, ereigneten sich im Jahre 1895. Am 3. Mai fanden in Moskau zahlreiche Verhaftungen statt, die mit einer selbst in Rußland ungewöhnlichen Rücksichtslosigkeit betrieben wurden. Leute wurden in ihren Betten aufgegriffen; die Polizei versperrte die Thüren; Alles, was ihr unter die Hände kam, wurde mit Beschlag belegt, Zahnpulver und Zohnbürsten nicht ausgeschlossen. An einer Stelle wurde ein Stück fettes Schweinefleisch konfisziert, da es verdächtig war, irgendwie zu Dynamitzwecken verwendet zu sein. Es versteht sich von selbst, daß eine große Menge Leute verhaftet wurden, die von Politik nicht das geringste wußten.

Unter den Verhafteten befand sich ein junges Mädchen, Angela Karpuzi, welche Studentin in den Kursen für Assistenzärzte war. Ihr einziges Vergehen war, daß sie einen Bekannten hatte, der sich bereits unter den Verdächtigen befand. Einmal hatte sie in seiner Gesellschaft ein Theater besucht. Auf dem Heimweg von dort trat er in eine Chemikalienhandlung und kaufte eine Kleinigkeit. Alles dies wurde erpäht und für genügend gehalten, das junge Mädchen zu verhaften.

Zu jener Zeit lernte ich zufällig Angela Karpuzi kennen. Sie war ein sehr nervöses, etwas aufgeregtes, lebhaftes und gutmüthiges Geschöpf, das nicht den entferntesten Antheil an revolutionärer Thätigkeit hatte. Sie arbeitete hart in ihrem Fach, las viel, besaß ein scharfes Auge und Ohr für das soziale Leben ihres Kreises, aber sie sprach sehr wenig, da sie sich in sozialen Dingen für nicht genügend unterrichtet hielt.

Die Untersuchung, die Haft und Gefangenschaft brachten einen qualvollen, niederschlagenden Eindruck auf sie hervor. Ihre Nervosität nahm zu, sie gerieth in einen Zustand beständiger Unruhe. Da sie wußte, daß die bloße Thatsache, einen Verdächtigen zu kennen, genügte, um sich eine harte Strafe zuzuziehen, begann sie sich Tag und Nacht ihre Bekannten ins Gedächtniß zu rufen, und die Furcht, sie ins Unglück zu stürzen, gewann Macht über sie. Woche auf Woche verging, ohne daß sie zu einem Verhör geführt wurde; die einfache Erklärung hierfür war die, daß die Gendarmen ihre Existenz vollständig vergessen hatten. Aber in ihrem aufgeregten Zustand schob sie dieser Thatsache sofort einen besonderen Sinn unter, der für gewöhnlich nur gar zu sehr gerechtfertigt ist. Sie kam zu dem Schluß, daß man die Absicht hätte, sie durch Einsamkeit und Mangel an Beschäftigung so müde zu machen, bis sie einige Namen von „Verschwörern“ preisgäbe. Sie erinnerte sich alles dessen, was sie zur Zeit, als sie noch frei war, über die Gewissenlosigkeit der Polizei und über die Nachlosigkeit ihrer Mittel gehört hatte, wenn es galt, Gefändnisse zu erpressen.

Eines Nachts erwachte sie unter furchtbarem Schreien, Klagen und Bitten. Sie glaubte die Stimme eine ihrer Freundinnen zu hören. Dies war eine Halluzination, aber der armen Gefangenen brachte sie die Ueberzeugung bei, daß sie von seiten der Gendarmen einen Ueberfall zu erwarten habe, und daß man sie, wenn auch nicht direkt soltern, so doch wenigstens hypnotisiren und in dem dadurch hervorgerufenen Zustand zwingen würde, ihre Freunde zu verrathen. Von diesem Augenblick an beschloß das unglückliche Mädchen, nicht mehr zu schlafen, aus Furcht im Schlafe hypnotisirt zu werden; sie wanderte die ganze Nacht in ihrer Zelle auf und ab. Zuweilen bemerkte sie, wie das wachsame Auge des Aufsehers durch die „Judaspalte“ spähte, und wenn dann am andern Morgen ein Wärter sie vielleicht aus Mitgefühl fragte: „Warum schlafen Sie nicht, Fräulein?“ wurde ihr Verdacht noch bekräftigt.

Ihre Befürchtungen erhielten eine neue Nahrung. Es kam ihr in den Sinn, daß die Aufseher, um sie zum Schlafen zu bringen, ihrem Essen ein Narkotikum beimischen könnten; sie weigerte sich daher, irgend welche Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, und gab sich so systematisch dem Verhungern preis. Das Resultat kann man sich leicht vorstellen. Der Geist der Unglücklichen verirrte sich und das Opfer der Willkür hatte nun eine Tortur zu erdulden, die

*) Aus „Free Russia“. Nach einer Uebersetzung der „Frankfurter Zeitung“.

furchtbarer war, als irgend ein Torquemada sie hätte erdenken können. Physische noch so grausame Qualen sind meist von Ruhepausen unterbrochen, aber Fräulein Karpuzi befand sich Tag und Nacht unanfechtlich in den Klauen der Angst. Stets allein, ohne Beschäftigung, konnte sie den schrecklichen Sinnestäuschungen, von denen sie befallen, nicht enttrinnen.

Eines Nachts hörte sie, wie es ihr schien, ganz deutlich Geräusch auf dem Korridor, eilige Schritte, Kettenraseln und das Kommando eines Offiziers. Sie schaute durch das Fenster und bemerkte, wie sie glaubte, eine ganze Reihe Galgen. Die Menge auf dem Korridor setzt sich in Bewegung, aber sobald sie den Ausgang erreicht und die Galgen erblickt, fährt sie, von Entsetzen ergriffen, zurück und stürzt in die Bajonette, die auf sie gerichtet sind. Das Geschrei der Männer, das Stöhnen und Jammern der Frauen dringt an ihr Ohr; zuletzt sieht sie, wie ihr geliebter Bruder Andreas zum Galgen geschleppt wird. Er schreit um Hilfe und ruft sie beim Namen. Eine Anzahl Leute folgen nach; alle ihre Freunde, Verwandten und Bekannten werden gehängt und alle widersehen sich und schreien. Ihr Widerstand hat brutale Schläge und Züchtigungen zur Folge und schließlich werden alle gehängt. Sie allein bleibt auf der Welt zurück. Wahrscheinlich hat man sie vergessen, aber ohne Zweifel wird man noch kommen, um auch sie hinzurichten. Man hat nur zu gut gehört, wie sie die Leute ansieht, ihren armen Bruder zu schonen und ihre Freunde nicht zu quälen. Aber der Tod ist nicht das Schlimmste, das ihrer wartet. Man weiß, daß sie schwach ist, und man wird Mittel anwenden, um sie zum Sprechen zu bringen. Eine unbeschreibliche Angst ergreift Besitz von ihr, sie ist sicher, den Torturen, die ihrer warten, nicht widerstehen zu können, und sie wird unschuldige Leute ins Unglück bringen. Es giebt nur ein Mittel, diesem furchtbaren zu enttrinnen, das ist: vorher zu sterben. In einem Wirbel fieberischer Gedanken wird Plan auf Plan erwogen und wieder verworfen, und endlich ergreift die Gesangene ein Handtuch, befestigt es mit zitternden Händen an einem Haken am Fenster, macht eine Schlinge und legt sie um ihren Hals; aber ihre zitternden Hände und ihr verwirrter Sinn lassen das Vorhaben nicht gelingen, sie stürzt mit dem Handtuch zu Boden. Der dumpfe Ton des Falles vermehrte noch ihre Angst. Die Wärter könnten ihn gehört haben und nun ihren Plan vereiteln. Sie macht Ordnung in ihrer Zelle, legt sich auf ihr Bett nieder, bedeckt sich bis über den Kopf mit einem Tuch, nimmt den Deckel eines Zimmelfessels und beginnt damit ihr Handgelenk aufzureißen und sich die Pulsader zu öffnen. Das in der That ist der beste Plan. Keiner würde etwas bemerken und der Tod wäre gewiß. Sie sagt und sagt, aber es dauert ihr zu lange. Gut, sie besitzt ja einen metallenen Kamm, mit dem wird es besser gehn. Schließlich kommt das Blut, färbt ihr Hemd und Tuch, und sie sinkt in eine Ohnmacht.

Alles dies geschah in der Nacht, und als sie durch den furchtbaren Schmerz an der Hand erwachte, war es schon Tag. Wieder war ihre erste Empfindung eine intensive Furcht, daß die Wärter ihren Selbstmordversuch bemerken und ihren Tod verhindern würden. Sie ergriff den Kamm aufs neue und setzte ihr Zerstörungswerk fort, aber diesmal besand sich des Wärters Auge tatsächlich an der „Judasclappe“. Die Zellentür wurde hastig geöffnet, das Mädchen festgehalten, der Kamm ihrer Hand entwunden, ein Arzt herbeigerufen und ihr Handgelenk verbunden. Kurze Zeit darauf kam der Direktor und theilte ihr mit, sie sollte bald vernommen werden. Aber sie verstand diese Nachricht auf ihre eigene Weise und fragte, ob sie jetzt bald gehängt werden würde. Man suchte sie zu überzeugen, daß vom Hängen gar keine Rede sei; aber dies änderte ihren Glauben nicht, bewirkte vielmehr nur, daß sie gar nicht mehr sprach. Sie vertheilte alle Kleinigkeiten, die in ihrem Besitz waren, unter die Aufseher und Gefängniswärter, sagte allen ein herzliches Lebenswohl, als ob sie zum Sterben ginge, und folgte den beiden Polizisten, welche sie geleiteten.

Ehe das Verhör vor Gericht beginnen sollte, forderte man sie auf, ihren Namen zu schreiben und andere übliche Formalitäten zu erfüllen.

„Wie?“ fragte sie erstaunt. „Kann ich nicht ohne dies alles gehängt werden?“

Diese Frage verursachte einige Verwunderung, aber als die Beamten ihre Unterschrift betrachteten, wurde das Aufsehen noch größer, denn die Buchstaben waren unleserlich und verwirrt und man erkannte daraus den Geisteszustand der Aermsten. Der Kronanwalt, von Mitleid ergriffen, befahl, daß man ihr eine Tasse Thee bringe, aber als ihr diese gereicht wurde, gerieth Frä. Karpuzi in Unruhe, und fragte, ob sie denn vergiftet und nicht gehängt werden sollte, wie alle ihre Freunde und Verwandten. Die Richter, denen immer unbehaglicher zu Muth wurde, versuchten andere Mittel, um die Gesangene zu Verstand zu bringen. Man ließ mehrere Tassen Thee bringen und der Kronanwalt hat sie, eine beliebige für ihn auszuwählen, die er dann trinken wolle; aber dies schien gar keine Wirkung auf sie auszuüben und von den Präliminarien des Verhörs sichtlich ermüdet, antwortete sie: „Uebrigens ist mir alles gleich, ich will ihn trinken. Ihr habt mir ja doch alles getödtet, was ich auf der Welt besaß, mögt Ihr jetzt auch mich tödten.“ Sie nahm dann ein wenig Thee zu sich.

Trotz alledem machten die Richter jetzt neue Versuche, sie einem Verhör zu unterziehen. Aber sie gab auf keine Frage Antwort, sondern wiederholte nur die Klage, daß alle ihre Freunde umgebracht seien. Als der Kronanwalt schließlich sah, daß er es mit einer

Bahnfinnigen zu thun hatte, fragte er sie, ob sie nicht in das Gefängnishospital gehen wollte. Sie erwiderte, ihr sei alles gleich.

Nach einer Berathung kamen die Herren zu dem Beschlusse, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Eine Droschke wurde geholt, der Kutscher erhielt die Weisung, Frä. Karpuzi nach ihrer früheren Wohnung zu fahren, und sie wurde in Freiheit gesetzt. Als die Wohnungsinhaberin den Zustand des Mädchens sah, schickte sie sofort zu ihrem Bruder. Die Unglückliche erkannte ihn, hielt ihn aber für ein Gespenst. Alsdann wurde sie der Pflege eines bekannten russischen Psychiaters, Herrn Dr. Korjakow, übergeben, der an diesem Fall ein lebhaftes Interesse nahm und keine Mühe scheute, die Wahrheit zu erforschen und Material zu sammeln, um ihn aufzuhellen. Sein Rath war, die Kranke so bald als möglich aus Moskau zu entfernen. Die Häupter der Moskauer Spionage (Okhrannoe Otdelenie) weigerten sich eine Zeit lang, dies zu gestatten und bearrteten darauf, daß das leidende Mädchen selber um die Erlaubniß nachsuchen müsse. Aber schließlich wurde dies Gefuch doch gewährt und Fräulein Karpuzi ging nach Südrußland. In der Stadt Noworossysk, in der sie Aufenthalt nahm, ließ die Polizei sie eine Zeit lang unbehelligt. Langsam begann das junge Mädchen zu genesen und es wäre sicher in kurzem vollständig gesund geworden; aber als die Polizei die Besserung ihres Zustandes bemerkte, begann sie wieder ihr böses Werk. Angela Karpuzi wurde aufs neue verfolgt, inquisitorischen Fragen unterworfen u. s. w. und ihre frühere Manie kehrte zurück. Was seither aus ihr geworden ist, weiß ich nicht, aber was ich Ihnen erzählt habe, genügt, um zu zeigen, welche Tragödien eines Tages enthüllt werden könnten, wenn es möglich wäre, die Akten des Spionagebureaus einmal ans Licht zu ziehen. —

Kleines Feuilleton.

— Ueber englische Landgüter und ihre Erhaltung bringt das Aprilheft des „Cornhill Magazine“ eine statistische Zusammenstellung. Es geht daraus hervor, daß es in Großbritannien etwa 900 Herrensitze giebt, darunter 60 ersten Ranges, die 200 bis 600 Personen Dienerschaft beherbergen; 200 zweiten Ranges, wo 100—150 Diener und Handwerker gehalten werden, und 640 dritten Ranges, die bloß einen Troß von etwa 50 Leuten bergen. Der Verfasser der Artikels, Mr. Cornish, wählt zum Maßstab der Regiekosten einen Landstiz in der Grafschaft Suffolk, wo die Löhne für die 170 Bediensteten 8000 Pfund Sterling (160 000 M.) im Jahre betragen. Die Erhaltung eines Wildparks wird mit etwa 750 Pfund Sterling jährlich eingestellt. Mit Ausnahme der dort Angestellten zieht aber die Allgemeinheit keinen oder doch sehr geringfügigen Nutzen aus diesen kolossalen Ausgaben. Ein paar Spaziergänge oder Sportsgebiete, mit sehr beschränktem Benützungrecht — das sind so ziemlich die einzigen Vortheile, welche der Bevölkerung, die in der Nähe solcher Herrensitze wohnt, zufallen. —

Theater.

— Der Name „Theater des Westens“ wird nächstens verschwinden. Das Theater selbst soll Direktor Prash vom Berliner Theater pachten, als stellvertretender Direktor soll Max Hospauer fungiren. — Unterschrieben ist der Kontrakt noch nicht. —

— c. e. Der bekannte italienische Roman-Schriftsteller Gabriele d'Annunzio hat ein einactiges Drama vollendet, welches „Sogno di una mattina di primavera“ („Ein Frühlingsmorgen - Traum“) betitelt ist und im Juni im Pariser Renaissance-Theater zur ersten Aufführung kommen soll. Die Hauptrolle wird Eleonora Duse spielen. —

Kunst.

— Einen Hausschatz moderner Kunst giebt die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien heraus. Das Werk erscheint in 20 Lieferungen mit je 5 Blatt Radierungen nach Gemälden moderner Meister. Format 30:40 Zentimeter in Original-Umschlag. Die Lieferung kostet 3 Mark. Die Sammlung enthält Radierungen nach Landschaften, Genrebildern, Historienbildern, Porträts von Böcklin, Desvoger, Feuerbach, Grüner, Liebermann, Gabriel Max, Uhde, Schwind, Schindler, Waldmüller u. a., die Radierungen stammen von Bärner, Palm, Hecht, Kraustopf, Krüger, Unger, Bocrnle u. a. Heft I enthält: A. Böcklin, Villa am Meer. Radirung von W. Hecht. H. Rauffmann, Verliebt. Radirung von H. Bärner. Fr. A. von Kaulbach, Ein Maitag. Radirung von W. Unger. E. Grüner, Klosterschäfflerei. Radirung von C. Badiß. F. von Uhde, Auf dem Heimweg. Radirung von W. Unger. —

— Die Fahrräder-Fabrik Bernh. Stower in Stettin schreibt Preise von 300, 200 und 100 M. für Fahrrad-Plakate aus. Die näheren Bedingungen werden von der Firma auf Wunsch mitgetheilt. —

Erziehung und Unterricht.

— Die Schädlichkeit des Frühaufstehens für kleine Schulkinder hat nach der „Mddg. Ztg.“ ein Lehrer durch folgenden Versuch nachgewiesen. Er konnte sich lange den Umstand nicht erklären, warum seine im Alter von 6 Jahren stehenden Kleinen an der ersten Unterrichtsstunde nur selten mit völlig befriedigendem Erfolge theilnahmen. Eines Tages kam er nun auf den originellen Einfall, zu folgendem Experimente zu

greifen. Eine Viertelstunde nach dem Beginn des Unterrichts sagte er zu der kleinen Schaar: „Kinder, Ihr braucht jetzt nicht aufzupassen, macht's Euch so bequem wie möglich, und schlaft auch, wenn Ihr wollt!“ Eine lautlose Stille trat ein. Und siehe da! Als er nach etwa einer Viertelstunde den Unterricht fortsetzen wollte, stellte es sich heraus, daß von 48 Kindern 36, also drei Viertel der Klasse, schliefen. Nun wurde es ihm klar, weshalb die Kleinen dem Unterrichte nicht so folgten, wie er es gewünscht; sie hatten nicht ausgeschlafen! — In England beginnt der Schulunterricht in den letzten Klassen erst um 9 Uhr. —

Aus dem Thierleben.

— **Selbstverstümmelung bei den Regenwürmern.** Wie bei Stachelhäutern, Krebsen, Spinnen und anderen wirbellosen Thieren kommt auch bei Ringelwürmern ein gelegentliches Abwerfen von Körperteilen vor; bei Regenwürmern war es, so viel bekannt, noch nicht beobachtet worden. Herr Hescheler in Zürich hat sich nunmehr durch zahlreiche Beobachtungen überzeugt, daß diese Thiere in der Gefahr die Selbstamputation vollziehen, jedoch nie in der vorderen Hälfte des Körpers, sondern in der Region zwischen dem 40. und 50. Körperringe, an irgend einer Stelle zwischen zwei Ringen. Bei den Krebsthieren und Eidechsen sind bekanntlich ebenfalls bestimmte Körperstellen für diese sogenannte Autotomie, die man sich nicht als freiwilligen Akt vorstellen darf, anatomisch vorgerichtet. — („Prometheus.“)

Meteorologisches.

— **Ueber den Seebär der Ostsee und verwandte Erscheinungen** hielt Professor Hahn in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr., am 5. März 1896 einen Vortrag, dem der „Globe“ das folgende entnimmt: Mit dem Namen „Seebär“ bezeichnet man besonders im westlichen Theile der Ostsee ein plötzliches, auch bei ganz ruhigem Wetter und glatter See vorkommendes, in der Regel mehrmals wiederholtes Aufwallen und Steigen des Meeres. Es kann hierdurch ein allerdings nur schmaler Küstenraum vorübergehend überfluthet und auch wohl Schaden angerichtet werden. Auch auf hoher See macht sich die Erscheinung dem Schiffer in der Form eines seebebenartigen Stoßes bemerkbar. Der Name „Seebär“ ist wahrscheinlich durch Entstellung des alten Wortes bahr = Woge entstanden, das auch in dem französischen „barre“ noch anklingt. Sehr häufig scheint das Phänomen nicht zu sein und auch die wenigen beobachteten Fälle sind meist ungenügend beschrieben. Eine Ausnahme machte der Seebär, welcher in der Nacht vom 16. zum 17. Mai 1888 an den vorpommerischen Küsten auftrat, der von Credner sorgfältig bearbeitet worden ist. Der Seebär der Ostsee ist theils als ein seismisches, theils als ein meteorologisches Phänomen aufgefaßt worden. Die Wahrheit dürfte wohl in der Mitte liegen. Bei mehreren Seebären in der Ostsee wird ein eigenthümliches Schallphänomen erwähnt, welches der ungewöhnlichen Meeresbewegung voranging. Aus sehr verschiedenen Gegenden der Erde liegen nun Berichte vor, welche zwar wenig oder nichts von ungewöhnlichen Wellenbewegungen, wohl aber vieles von der Schallercheinung zu melden wissen. Belgien, Nordfrankreich, der Kanal, ja vielleicht die ganze Nordsee bis Island besitzen die sogenannten „mist puffers“, das sind unbestimmte, dumpfe, aber von Schüssen wie vom Donner wohl zu unterscheidende Detonationen, welche vorwiegend im Sommer an heißen, stillen Tagen gehört werden und nach dem Glauben der Küstenwächter und Seeleute auf schönes Wetter schließen lassen. Auch aus dem Innern Europa's würden noch manche ähnliche Beobachtungen gesammelt werden können, wenn diese Schallphänomene nicht — falls sie überhaupt beachtet werden — irthümlich für ferne Schüsse oder Explosionen gehalten würden. Auch das sogenannte „Wetterschießen“ in der Schweiz scheint hierher zu gehören. Dasselbe wird zwischen Alpen und Jura, doch auch auf der Nordseite des Jura gegen das Elßas hin wahrgenommen. Es zeigt sich als ein sehr dumpfes tonartiges Getöse und bevorzugt stille heitere Sommertage, an denen aber ein leichter Dunst das Himmelsgewölbe zu überziehen beginnt. Gewöhnlich folgt bald Regen darauf. Mit Gewittern hängt es sicher nicht zusammen. Außerhalb Europa's ist es zunächst die Funda-Bay, an deren Küsten wiederum an stillen, warmen und dunstigen Sommertagen eine ganz ähnliche Schallercheinung beobachtet zu werden pflegt. Ganz besonders aber ist das Mündungsland des Ganges der sogenannten „Barisal guns“ wegen bekannt, die von der Stadt Barisal (östlich von Kalkutta) ihren Namen haben. Auch hier handelt es sich um meist sehr dumpfe Detonationen, welche zwar zu allen Tages- und Nachtzeiten eintreten, aber klare, ruhige Tagesstunden offenbar bevorzugen. Der Bezirk, in dem die Barisal guns gehört werden, ist ziemlich klein. Nach Hahn werden wir der Wahrheit am nächsten kommen, wenn wir die manigfachen atmosphärischen Schallphänomene, welche man als Wetterschießen, Barisal guns, mist puffer und dergleichen bezeichnet, theils als Erdbeben-geräusche, theils aber — und wohl vorwiegend — als Wirkungen lokaler Temperatur- und Druckstörungen betrachten. Diese Störungen, die gewöhnlich auf kleinem Raum auftreten, verrathen sich dem Beobachter zuweilen nur durch Schallphänomene, können aber, wenn sie Meere oder Landseen berühren, auch Fluthwellen nach Art des

Seebären hervorrufen. Die Störungen sind an schwülen, stillen Tagen und an stark erwärmten Küsten häufiger als sonst. Alle sonst versuchten Erklärungen, wie Brandungsgeräusch, zerplahende Meteore, eigenthümliche Gewittererscheinungen, bei denen die Blitze unsichtbar bleiben, Erdbeben-geräusche, können nur vereinzelt herangezogen werden. —

Humoristisches.

— **Kindermund.** In der „Tägl. Rundsch.“ plaudert eine Tante von ihren kleinen Nichten und Neffen: „Da ist erstens „Lenchen“; verwöhnt und verzogen wie nur je eine „Einzige“ war. Jüngst gehe ich mit ihr nach dem Thiergarten. In den ersten fünf Minuten ist sämmtliche „Besänftigungsschokolade“, die für mindestens drei Stunden ausreichen sollte, verzehrt. Zum Glück finden sich ein paar Spielgefährtsinnen, die Lenchen interessant genug scheinen, um sich mit ihnen in einen Sandhaufen zurückzuziehen. In demselben Augenblick sehe ich eine Bekannte vorübergehen, die ich lange nicht gesehen, ich begrüße sie und wir gehen eine Weile auf und ab, ich immer den Sandhaufen mit Lenchen im Auge behaltend. Da plötzlich erhebt sich verworrenes Geschrei. Ich sehe Lenchen auf die Bank zustürzen, die ich soeben verlassen, und noch verzweifelteres Wehgebrüll ertönt. Als ich in ihren Sehkreis gelange, stürzt sie mir in die Arme und schluchzt vorwurfsvoll: „Aber Tante Auguste, wie kannst Du mich denn ganz allein lassen? Was hätten wir denn gemacht, wenn uns das einzige Kind verloren gegangen wäre.“ — Weniger empfindsam ist mein Neffe Franz, so ein richtiger Berliner Junge. Neulich bekam er ein Schwesterchen; sein Vater zeigte ihm glückstrahlend das Rissen-Bündel, aus dem nur eben das Köpchen der Neugeborenen herausschaute und machte ihn in sanfter Weise auf die bereits vorhandenen Schönheiten der kleinen Dame, wie „schöne, blaue Guckelchen, kleines süßes Mündchen“ zc. aufmerksam. Franz aber stellt sich, ohne Spur von Rührung, breitbeinig vor das Köpchen hin und fragt nach kurzer kritischer Mustering: „Hat sie Beene?“ — Sehr für ausgleichende Gerechtigkeit, sogar für Lynchjustiz sind mein Nichten Erna und ihr Bruder Fritz. Als ich leßthin in ihr Zimmer komme, sehe ich sie beide, hochroth vor Erregung, mit Stöcken auf ihr neuestes, schönstes Märchenbuch loszuschlagen. „Um Gotteswillen, Kinder, was macht Ihr denn da?“ — „Tante Auguste“, sagte Erna, sich den Schweiß von der Stirn wischend, aber im vollen Bewußtsein ihrer sittlichen That, „Tante Auguste, wir hau'n die böse Königin!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Schwelm grassirt seit Anfang des vorigen Monats die Genickstarre. Fünf Personen sind bereits an der Krankheit gestorben. —

— „Ein Akt unglückseliger Verirrung.“ In der „Dortm. Bzg.“ vom 23. April 1897 findet sich folgende Annonce:

„Entlobung.“

Irigen Ausstreuungen zu begegnen, erklärt Unterzeichneter, daß er seine Verlobung mit Fräulein Emilie Wagner, älteste Tochter der Unternehmerswitwe Frau H. Wagner, Wilken a. N., als Akt unglückseliger Verirrung bereits seit Anfang August vorigen Jahres als aufgehoben erachtet.

Utschaffenburg.

Ernst Kreowski,

Schriftsteller und Chefredakteur.“

— **Magdeburg.** Am Montag Abend wüthete in dem Hause, in dem das Pincus'sche Weiß- und Wollwaarengeschäft untergebracht ist, eine große Feuersbrunst. Das Gebäude war im Nu verqualmt. Ein Dienstmädchen stürzte sich aus dem vierten Stock und fiel auf einen Lehrer und dessen 12-jährigen Sohn. Das Dienstmädchen und der Bursche wurden getödtet, der Lehrer schwer verwundet. —

— **Im Rupensdorfer Holz** bei Schöneberg in Medlenburg ist gestern (Dienstag) früh ein Mädchen ermordet worden. —

— **Wie die Köln. Volksztg.** aus Uerdingen meldet, hat sich dort am Sonntag Abend eine Frau mit zwei sich heftig sträubenden Kindern in den Rhein gestürzt. Alle drei sind ertrunken. —

— **Beim Franz Joseph-Bahnhof** in Wien rieß am Montag in der Nacht ein Wagen der elektrischen Straßenbahn mit einem Pferdeabwagen zusammen; vier Personen wurden schwer verletzt. —

— **In Neuilly bei Paris** hat eine junge Frau sich und ihre zwei Kinder im Alter von vier und zwei Jahren vergiftet. Der Mann hatte das Vermögen an der Börse verspielt. —

— **In der Kathedrale von Tournai** erschoss ein junger Mann ein junges Mädchen. Es hatte seine Liebe verschmäht. —

— **London, 4. Mai.** Der Schriftsteller Oscar Wilde ist aus dem Gefängnis entlassen worden. —

— **Das Glend in Andalusien** (Südspanien). Die Stadt Ceja wird von Hungerigen förmlich belagert. Den Gutsbesitzern ist es nicht mehr möglich, ihren Angestellten draußen Nahrungsmittel zugehen zu lassen, wodurch das Glend nur noch vermehrt wird. Einige Mühlen sind bereits überfallen und ihrer ganzen Mehlvorräthe beraubt worden. Die Behörden wagen nicht, die Gendarmerie auf's Land zu schicken, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, weil sie fürchten, daß die Hungerigen dann in die Stadt eindringen und dort das Unterste zu oberst kehren werden. —